

II. Sitzungsberichte.

Hauptversammlung am 27. Juli 1919 zu Stuttgart.

Prof. Dr. W. Gmelin: Was verlieren wir an Deutsch-Südwestafrika? (Mit Projektion von ca. 60 Originalaufnahmen.)

Nach Nr. 119, 120 u. 257, Abs. 1, 2 u. 3 der Friedensartikel haben wir auf unsere überseeischen Besitzungen, also auch auf Deutsch-Südwestafrika, ohne jede Entschädigung oder Anrechnung auf die Kriegsentschädigung Verzicht zu leisten. Der Mandatarmacht — und als solche ist bereits die südafrikanische Union bestellt — fallen sämtliche Einrichtungen der Verwaltung, ihre Versuchsfarmen, Vieh-, Schaf-, Straußenzuchtfarmen, Gestüte, Tabakplantagen und eine ungeheure Fläche an besiedlungsfähigem Regierungsland in den Schoß. Ferner bleibt es ganz dem Ermessen der Mandatarmacht überlassen, ob und welche deutsche Ansiedler in der Kolonie bleiben, und ob in Zukunft Deutsche sich in der Kolonie niederlassen und arbeiten dürfen. Damit ist der aufgelegte Raub und die künftige Recht- und Schutzlosigkeit des Deutschen kodifiziert und es heißt, sich damit abfinden. Wir würden uns innerlich noch eher damit abfinden, wenn nicht Lloyd George den Raub damit begründet hätte, daß er sagt, wir verständen nicht zu kolonisieren und verständen insbesondere nicht die Eingeborenen zu behandeln. Wenn der führende englische Staatsmann mit Zustimmung seiner Regierung vor der ganzen Welt diese Behauptung aufstellt, so haben wir die Pflicht, unter Beiseitesetzung von Leidenschaft und Haß, uns die Frage vorzulegen: War es wirklich so, daß wir schlecht kolonisiert haben? Und mit Ihnen heute nochmals unsere koloniale Arbeit in Deutsch-Südwest nach ihrem Stand unmittelbar vor dem Kriegsausbruch prüfend an uns vorübergehen zu lassen, das ist der Zweck der heutigen Stunde.

Die Erschließung und Besiedlung von Südwest ist wohl eine der schwierigsten kolonisatorischen Aufgaben, die die Geschichte einem Volk zugewiesen hat. Die Engländer haben sich wohl gehütet, sie anzufassen, ehe sie nicht im übrigen Südafrika Herr waren. Am Wunsch und Verlangen nach dem Besitz hat es sicherlich nicht gefehlt. Von den politischen und finanziellen Schwierigkeiten ganz

abgesehen, die wir ja reichlich auszukosten hatten, sind es namentlich in der Natur des Landes gelegene Schwierigkeiten, die die Aufgabe erschwert haben.

Die Arbeit des Menschen steht unter dem Einfluß seiner Umgebung. Das gilt in heißen Ländern noch viel mehr als in unsern gemäßigten Zonen. Deshalb ist es notwendig, ganz kurz auf die klimatische Sonderstellung von Südwest hinzuweisen.

Südwest ist ein trockenes, wasserarmes Land. Noch nicht die Hälfte des Regens, der bei uns fällt, geht dort nieder. Es hängt das mit seiner Lage als tropisches bis subtropisches Land zusammen; erstreckt es sich doch über 12 südliche Breitengrade. In solchem Land ist alles Leben nach den nassen und trockenen Perioden des Jahres eingerichtet. Während bei uns die Temperaturverhältnisse das Ausschlaggebende sind, und alles nach kalten und warmen Jahreszeiten eingerichtet ist, scheidet dort die Temperatur als bestimmender Faktor aus. Die Temperatur ist konstant, das Wärmeausmaß reichlich, so daß man sich um die Temperatur nicht zu kümmern braucht, wohl aber um den rechtzeitig einsetzenden Regenfall. Die Regelmäßigkeit des Regenfalls ist aber bedingt durch die große Regelmäßigkeit der atmosphärischen Vorgänge.

Die Temperatur ist konstant, weil alle um den Wendekreis gelegenen Länder, also auch Südwest, ozeanisches Klima haben. Dreiviertel der um den Wendekreis gelegenen Oberfläche sind Wasser. Die Gleichmäßigkeit der Temperatur hat aber auch Gleichmäßigkeit des Luftdrucks zufolge. Die Luftdruckschwankungen treten mit großer Regelmäßigkeit ein, z. B. mittags 4 Uhr ein Minimum, so daß man daraus einigermaßen die Zeit bestimmen kann. (Das Wetterglas kann als Stundenglas benützt werden.)

Die herrschenden Winde sind der SO-Passat und NW-Monsun. Zur Zeit des höchsten Sonnenstandes, im Süd 21. Dezember, steigt im Bereich des Äquators die mit H_2O gesättigte Luft in die Höhe. Das barometrische Minimum wird ausgefüllt von dem kälteren landwärts von See gerichteten Monsun; es kommt zur Kondensation des Wasserdampfs, zur Wolkenbildung und Regen, den der NO-Passat aus den äquatorialen Gegenden nach W, SW und S führt. Je weiter die Gebiete vom Kondensationsherd des Wasserdampfs entfernt sind, um so weniger erhalten sie Regen, da dieser unterwegs niedergeht. Es haben deshalb in Südwest die Gebiete ganz verschiedenen Regenfall; der Norden am meisten, weniger die Mitte, noch weniger der Süden, am wenigsten bzw. gar keinen die Namib und die Küste.

Was geschieht mit dem Niederschlagswasser? Das Innere von Südwest ist bekanntlich ein bergiges Hochland, das in rascher Stufenfolge schon in 150—200 km Entfernung von der Küste auf 1600—2200—2600 m ansteigt. Die Folge davon ist, daß die Niederschläge mit großem Druck und in raschem Lauf wieder dem Meere zuströmen, soweit sie nicht versickern und verfallen, was offenbar z. T. in große Tiefen geschieht. Denn es haben z. B. die in Windhuk zutage tretenden Quellen eine Temperatur von 70° . Es müssen daher

die Wasser, wenn der Unterbilanz des Landes in seinem Wasserhaushalt entgegengetreten werden soll, zurückgehalten werden.

Am wirksamsten ist es, wenn jeder einzelne Farmer auf seinem Grund und Boden Staudämme anlegt. Dies war aber bei der Farmerschaft nicht zu erreichen; deshalb hat die Regierung die Sache selbst in die Hand genommen und ein Stauprojekt großen Stils ausgearbeitet, das mit dem Ertrag der Diamantenregie in die Tat umgesetzt werden sollte. Die bis dahin geübte Wassererbohrung mit oder ohne Wüschelrute ist Raubbau, der sich mit zunehmender Besiedelung in steigendem Maße fühlbar macht und zum Bankerott im Wasserhaushalt des Landes führen muß. Die Erfahrungen während der Okkupation des Landes haben dies bestätigt. Infolge des größeren Wasserverbrauchs sank der Grundwasserspiegel ganz erheblich und eine ganze Anzahl von Brunnen, die bis dahin ergiebige flossen, versiegte.

Als geeignete Gegend zur Wasseransammlung wurde der Fischfluß und sein Einzugsgebiet gewählt. Einmal hatte der Süden das Wasser am nötigsten, da in ihm erheblich weniger Wasser fällt als in der Mitte und im Norden des Landes; und sodann eignet sich das z. T. tief eingeschnittene Fischflußrevier zur Anlage von Dämmen und Stauanlagen ganz besonders. Zwischen den Stauanlagen sind Grundschnellen und Sperren gedacht, so daß das Ganze ein zusammenhängendes System zur Aufsammlung von Millionen von Kubikmetern Wasser darstellt, mit denen viele Tausend Hektare angrenzenden Landes bewässert werden konnten.

Der Plan war, dieses Land als Kleinsiedelungsland aufzuteilen.

Der Engländer hat das Stauprojekt zurückgestellt, angeblich weil er keine bevorzugten Farmstellen schaffen will, in der Hauptsache wohl deshalb, weil er dies alles, besonders aber die Wassergewinnung, der Privatinitiative überläßt. Auf dem Zwangsweg hat er es erreicht, daß allein im Bezirke Windhuk 150 neue Wasserstellen entstanden sind. Also die Sache geht, wenn sie muß.

Wir haben die Wasserfrage zuerst erörtert, weil sie die wichtigste ist. Und sie ist deshalb die wichtigste, weil von ihr die Hauptausnutzung des Landes, nämlich zur Viehzucht, abhängt. Viehzucht ist ohne geordnete Wasserwirtschaft nicht möglich. Wo diese aber eingeführt ist, hat jede Art von Viehzucht einen ganz vorzüglichen Standort. Solf nannte einmal das Land ein überreiches Land. Das ist ganz richtig. Ganz abgesehen von den Diamanten und sonstigen Edel- und Halbedelsteinen, die dort gewonnen werden, abgesehen von seinen reichen Mineralschätzen, besonders an Cu, vielleicht auch an Kohle, den Eindruck des Überreichtums bekommt jeder, der eine vollbestockte Farm besucht und die stattlichen Großviehherden, aus 800 bis 1500 Stück bestehend, sieht, die zahllosen einheimischen Fettschwanzschafe und Ziegen und die stattlichen Wollschafherden von mehreren tausend Stück wertvollen Materials. Die Viehzucht bildet in der Tat auch das Rückgrat des Landes und auf ihr beruht seine Zukunft.

Aus den Zeiten des Aufstandes sind in Deutschland noch allerlei Gerüchte im Umlauf, als drohten der afrikanischen Viehzucht unheimliche

und schwer zu bekämpfende Viehseuchen. Es hängt dies mit der Tatsache zusammen, daß während des Eingeborenenaufstandes die Rinderpest und später einmal die Schafpocken eingeschleppt und von der Sache zum Schaden der Kolonie ein ganz unnötiges Aufhebens gemacht wurde. Erfährt jemals die Welt davon etwas, wenn in Nordindien die Rinderpest oder in Südindien oder Rhodesien die Lungenseuche oder in Natal das Ostküstenfieber ausbricht, oder wenn in Australien Millionen von Schafe infolge der Dürre eingehen?

Nein! Der Viehbestand in Südwest ist einer der gesündesten, die es gibt. Es herrschen dort unter den Rindern keine anderen Seuchen als bei uns auch: der Milzbrand, verursacht und verbreitet durch die Verwahrlosung der Wasserstellen durch die Herero und Farmer, der Rauschbrand, wie er auf unseren Almen vorkommt. Ebenso sporadisch im Norden die Lungenseuche durch einheimisches Ovambovieh eingeschleppt. Und alle diese Seuchen lassen sich wirksam nach unsern heimischen Methoden bekämpfen. Es herrschen aber nicht die Tuberkulose, die unter dem einheimischen Vieh ganz unbekannt ist und die Maul- und Klauenseuche. Die durch Zecken verursachten Erkrankungen der Rinder, das Ostküstenfieber und Texasfieber treten nicht auf und bilden vorläufig auch keine Gefahr, solange die Luftfeuchtigkeit in Südwest nicht zunimmt.

Unter den Pferden kommt der Rotz und die Räude, die Brustseuche und Influenza vor. Spezifisch afrikanisch ist die Pferdesterbe, die ab und zu große Verluste verursacht. Aber sie sind erträglich und hatten bisher im ganzen nur die Wirkung, die Preise der Pferde stabil zu erhalten, so daß ihre Zucht nicht auf ein unrentables Maß heruntersank.

Unter dem Kleinvieh ist es hauptsächlich die Räude und Lungenwurmseuche; letztere verursacht durch das Tränken der Tiere an offenen Wasserstellen. Unter den Schweinen die Schweineseuche ab und zu durch Schweine aus Kapstadt eingeschleppt.

Der gute Gesundheitszustand der Tiere ist ja auch nicht erstaunlich angesichts der extensiven Bewirtschaftung, der freien, natürlichen Haltung und der mehr quantitativen als qualitativen Zuchtichtung.

Die Rindviehzucht. Bestand im Jahre 1913: 205 600 (gegen 52 500 im Jahre 1907). Die Vermehrung ist eine sehr rasche, ca. 60—65 % im Jahr. Die Fruchtbarkeit eine regelmäßige; Mehrgeburten sind selten. Seuchen, welche die Zucht beeinträchtigen, z. B. Knötchenseuche, seuchenhafter Abortus, unbekannt. Zum Schutz des Eigentums hat die Regierung ein Viehbrandgesetz eingeführt, eine Maßnahme, die bei dem freien Weidebetrieb notwendig ist. Jeder Farmer bekommt für sein Vieh eine Art Schutzmarke, die eingebrannt wird und jederzeit Besitzer und Herkunftsort kenntlich macht. Zuchtziel: Arbeit und Fleisch. Arbeit, weil der Zugochse das wertvollste Spanntier ist und am meisten zur Erschließung von Afrika beigetragen hat. Als Produkte wurden ausgeführt: Butter, Häute, Talg, Hörner und Klauen (meist durch Vermittlung englischer Händler). Da die Ausfuhr von lebendem Vieh nach Südafrika ge-

sperrt war, wurden Versuche mit der Einfuhr gekühlten und gefrorenen Fleisches nach Kapstadt gemacht, die schon über die ersten Anfänge mit ihren Mißerfolgen hinaus waren. Außerdem stellten 2 Konservenfabriken (in Okahandja und Karibib) ausgezeichnete Büchsenkonserven her, die teils ins Ausland gingen, teils in Südwest selbst als Proviant für die Pad und bei der Truppe Verwendung fanden.

Vorkommende Schläge sind: das einfarbige Ovambo-Rind, das einfarbig rote Afrikanerrind, das bunte Namarind, das Afrikaner Rind, hervorgegangen aus Kreuzung mit Namarind und schwarzbuntem Niederungsrind aus Holland. In dieser Form stellt es eine alte Zucht dar. Neue Zuchten sind Simmenthaler Kreuzungen, begehrt wegen des raschen Gewichtswachstums und die Zucht des einfarbigen Höhenviehs, das aus den Braunviehzuchtgebieten stammte; endlich das einfarbige Tieflandvieh zur Kreuzung mit dem einfarbigen roten Afrikanerrind.

Das Gouvernement erleichterte die Einfuhr von Zuchtvieh in weitgehendem Maße. Allein die heimischen Behörden ließen es am nötigen Verständnis fehlen. Es kam Vieh herüber, das als Zuchtvieh nicht in Frage kommen konnte. Ich habe Zuchtviehimporte aus England gesehen, namentlich Shorthorn, das nach Rhodesien bestimmt war und jeder Kritik standhalten konnte, auch durch Impfung in der Heimat für die Akklimatisation schon vorbereitet war. Zudem entsprach die Unterbringung auf dem Transportschiff allen hygienischen Anforderungen, so daß die Tiere, in keiner Weise durch den Transport geschädigt, an ihrem Bestimmungsort ankamen.

Die Pferdezucht. Bestand 1913: rund 16 000 Stück. Die Pferdezucht hat einen ausgezeichneten Standort in Südwest. Die billigen Weideflächen, das kupierte Terrain, der einfache Betrieb begünstigen dieselbe nicht weniger als der Umstand, daß das Pferd das wichtigste Verkehrsmittel für rasche Beförderung ist. Die Hottentotten und die Rehobother Bastards sind von jeher enragierte Pferdezüchter gewesen. Jeder Farmer bedarf mehrerer Reitpferde und einer Pferdekarre, das Militär, die Landespolizei sind beritten, so daß stets Nachfrage nach Pferden ist, deren Preis sich im allgemeinen zwischen 700—750 *fl.* hält. Die Regierung unterstützte die Zucht mit Errichtung eines großen Zuchtgestüts in Nauchas auf dem Hochplateau des Komas Hochlands mit einem Areal, so groß wie halb Oberschwaben. Es standen dort 5 Hauptbeschäler und 100 Mutterstuten mit ca. 320 jungen Hengsten und Stuten. Im Land deckten auf 28 Stationen etliche 60 Hengste. Eine Körordnung und Prämierungen nach unserem württembergischen Muster sollten noch weiter zur Entwicklung der Pferdezucht beitragen.

Das afrikanische Pferd ist ein leichtes Reitpferd von sehnigem Körperbau, außerordentlich dauerhaft und genügsam, das bei einfachem Weidefutter große Leistungsfähigkeit zeigt.

Die reichliche Verwendung von Vollblut, die durch Sendungen aus der Heimat seitens des verstorbenen preußischen Oberlandstall-

meisters Grafen von LEHNDORFF, dem Gouvernement nahegelegt wurde, fand in der Farmerschaft, meines Erachtens nicht mit Unrecht, einigen Widerspruch, zumal es keineswegs hervorragende Vertreter waren, die geschickt wurden. Auch hier begegnete man der Meinung in der Heimat, daß das, was man zu Hause aus irgend einem Grunde nicht gut gebrauchen konnte, noch gut genug für die Kolonie wäre. Die Farmerschaft zog mehr das trockenere weniger edle ungarische oder ostpreußische Halbblutpferd vor, oder die Verwendung eines starken arabischen Vollbluts und beschaffte sich lieber mit großen eigenen Kosten dieses Zuchtmaterial, als daß sie sich bedingungslos den Vollblutkreuzungen anschloß.

Und die englische Verwaltung? Sie hob sofort das Gestüt auf und will auch diese Angelegenheit dem einzelnen überlassen, indem sie davon ausgeht, daß gerade bei der Pferdezucht der Satz gilt, daß die Ware den Preis und der Preis die Ware macht. Durch mehrere starke Remontierungen, bei denen gerade die ursprünglichen und trockenere, kleinen Afrikaner bevorzugt wurden, führte sie sich bei der Farmerschaft geschickt ein. Nur wurde verlangt, daß die vorgeführten Pferde handfromm waren und sich vorführen ließen; waren sie angeritten, wurden sie entsprechend besser bezahlt, Forderungen, die wir nur bei einzelnen Züchtern erreichten.

Die Kleinviehzucht. Die Zucht der einheimischen Schafe und Ziegen ist außerordentlich lohnend, da die Tiere sehr fruchtbar sind. Mehrgeburten bilden die Regel, so daß mit einer jährlichen Vermehrung von 77 % gerechnet werden kann. Im Jahre 1913 waren 958 000 einheimische Fettschwanzschafe und Ziegen vorhanden. Bei der kaninchenhaften Vermehrung würden die Kleinviehbestände zum Verhängnis für den Futtermittelvorrat werden, wenn sie nicht gegen die Trockenperioden sehr empfindlich wären und wenn sie nicht vorzugsweise dazu dienen, den Fleischbedarf für die eingeborenen Arbeiter auf der Farm zu decken, der nicht klein ist.

Das einheimische Fettschwanzschaf ist ein ganz vorzügliches Fleischschaf. Etwas größer und schwerer als unser württembergisches Bastardschaf ist es ein großartiger Fleischlieferant, dessen Fleisch nicht unter dem Beigeschmack des Hammeltalgs leidet, da das Fett während der Regenperiode vorzugsweise in dem mächtigen Fettschwanz aufgespeichert wird, der bei gutgemästeten Tieren ein Gewicht von 8—10 Pfund erreichen kann und vorzügliches Koch- und Speisefett liefert. Mit afrikanischen Fettschwanzschafen sind dank der Initiative und dem Entgegenkommen des kaufmännischen Leiters der Wörmann-Linie, H. WARDESKY, wohlgelungene Versuche mit Ausfuhr von Gefrierfleisch nach Hamburg gemacht worden. Das Fleisch hat in Hamburg allgemeinen Beifall gefunden.

Meines Erachtens liegt hier eine große und lohnende Zukunft für den südafrikanischen Farmer, wenn er das einheimische Fettschwanzschaf in sich verbessert und als Fleischschaf für den Export züchtet. Nur muß er durch Schaffung von Futterreserven dafür sorgen, daß der gute, während der Regenzeit erreichte Ernährungszustand nicht wieder während der Trockenperioden verloren geht.

Die Wollschafzucht. Im Jahre 1913 waren 53 700 Stück vorhanden. Für Wollschafzucht ist das Land nach einstimmigem Urteil der australischen und südafrikanischen Schafzüchter und nach meinen eigenen Wahrnehmungen in hervorragendem Maße geeignet. Das Land bildet die von den Engländern längst gewünschte Ergänzung der Hauptproduktionsländer Australien und Südafrika; durch deren Vereinigung sind jetzt die Engländer gegenüber der argentinischen Konkurrenz zu den unbestrittenen Herren des Wollmarkts gemacht. In Südwest litt die Wollproduktion ganz besonders unter dem Kapitalmangel der Farmer, der sie verhinderte, die nötigen Futterreserven an Luzerne zu schaffen, ohne welche die Produktion einer gleichmäßigen wertvollen Wolle schlechterdings unmöglich ist. Ferner unter der Unsicherheit der Verhältnisse vor dem Krieg, die eine Einigung auf ein gemeinschaftliches Zuchtziel erschwerte. Vor dem Krieg war der Bedarf und die Nachfrage nach der groben Crossbred-Wolle infolge des starken Bedarfs an groben Militärtuchen vorherrschend und ließ die Zucht der feinen, hoch bezahlten Kammwolle nicht aufkommen.

Das Gouvernement unterstützte diese Zucht durch Ankauf einer Original-Merinoherde aus Australien, die mit großen Kosten dort gekauft wurde. Unter den Tieren waren hervorragende Vertreter der Wanganella-Zucht und des Tasmanier-Schafs.

Die Angoraziegenzucht, welche die wertvolle Mohairwolle liefert, hatte im Schutzgebiet gleichfalls einen glücklichen Boden gefunden. Vor dem Krieg waren ca. 32 000 Stück vorhanden.

Die Karakulzucht. Sie bedarf besonderer Erwähnung. In dem ariden Klima der Bucharei lebt ein schwarzer Verwandter des Fettschwanzschafs, das Karakulschaf. Die Lämmer dieses Schafs liefern bekanntlich den dichtgelockten wertvollen Krimmerpelz. Auf die Initiative des Gouverneurs von Lindequist wurde eine weitvolle Herde von Karakuls in der Bucharei angekauft und nach Südwest verpflanzt, wo sie auf einer Stammschäferei des Gouvernements untergebracht ganz vorzüglich sich akklimatisierte und gut gedieh. v. LINDEQUIST ging davon aus, diesen Betrieb gewissermaßen als Nebenbetrieb in die Farmwirtschaft aufzunehmen. Wo die Zucht das nötige Verständnis fand, gedieh sie auch gut. Die zur Begutachtung an die bekannte Firma Thorer in Leipzig eingesandten Lammfelle wurden von dieser hoch bewertet, die zur Weiterentwicklung der Zucht energisch aufmunterte.

Die Engländer verfolgten schon vor dem Krieg die Zucht mit Interesse. Während des Kriegs war einer der ersten Akte die Wegnahme der Herde und Einziehung aller an die Farmer ausgegebenen Böcke. Die schönsten derselben figurierten bereits auf Ausstellungen in der Union.

Die Straußenzucht. Bestand 1913: 1500 Federstrauße. Eine gleichfalls mehr dem Luxus dienende Zucht ist die Straußenzucht. Da die Straußenfeder stets den schönsten Hutschmuck der Damen bilden wird und gute Federn hoch bezahlt werden, ist die Zucht sehr lohnend. Denn der Strauß liefert von $\frac{5}{4}$ Jahren an bis über das 40. Lebensjahr hinaus Federn, die alle 8--9 Monate geschnitten werden können.

Jeder Schnitt liefert je nach Qualität (im mittleren Alter die beste) 120—250 *M.* Eine Henne liefert jährlich ca. 30—60 Eier. Die Brütezeit dauert 6 Wochen. Strauße, die nicht zur Zucht verwendet werden, werden kapaunt.

Das Gouvernement legte eine Straußenfarm in Otjituesu in der Nähe von Windbuk an mit wertvollen Federnhähnen. Die Engländer hoben die Farm alsbald auf und verkauften das Material. Da in Südafrika eine alte blühende Straußenzucht besteht, die jährlich für ca. 60 Millionen Mark Federn ausführt, wollten sie eine weitere Ausdehnung der Zucht verhüten, vermutlich um den Luxusartikel nicht zu entwerten.

Die Kamelzucht. Ein wichtiges Beförderungsmittel besonders zur Überwindung der Durststrecken und wasserlosen Gebiete ist das Kamel. Die Truppe unterhielt eine Kamelreiterkompagnie, die im Krieg wertvolle Dienste im Patrouillen- und Nachrichtendienst leistete. Sie besaß eine eigene Kamelzucht auf der Farm Kalkfontein N in der Kalahari. Die Entwicklung dieser Zucht beobachteten die Engländer längst mit Mißtrauen, da die Truppe jederzeit, wenn sie wollte, durch die wasserlose Kalahari nach Osten in die Gegend von Kimberley vorstoßen konnte. Sie behielten die Zucht in ihrem ganzen Umfang bei und machten ihre Polizeipatrouillen damit beritten.

Noch ein Wort über unser Verhältnis zu den Eingeborenen. Es wurde dies ja in ganz besonderer Weise zum Ausgangspunkt eines Vorwurfs seitens unserer Feinde gemacht.

Von eingeborenen Stämmen sind im Land vorhanden im Norden die Ovambo, in der Mitte die Herero mit ihren früheren Dienstleuten, den Kaffern, südlich der Auasberge die Rehobother Bastards, die sich seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts als besondere Gens abgeschieden hatten und aus einer Mischung kapscher Buren und Hottentotten hervorgegangen sind; im ganzen Süden bis zum Oranje die verschiedenen Stämme („Nationen“) der Hottentotten; im Osten des Landes überall zerstreut und sporadisch auftretend wie die Zigeuner, die ursprüngliche und autochthone Bevölkerung Südafrikas, die Buschleute. Sie alle bekämpften sich vor der deutschen Besitzergreifung, am blutigsten die Herero und Hottentotten, und stets drehte sich der Kampf um Weideland und Viehbesitz, ein Beweis, welche Wichtigkeit dem Lande auch diese Stämme zuerkannten. Der Aufstand vereinte dann die früheren Feinde zum gemeinschaftlichen Kampf gegen den Deutschen. Die Waffen lieferte England. Nachdem der Aufstand unter großen Opfern an Gut und Blut niedergeschlagen war, waren die Verhältnisse im Schutzgebiet tatsächlich so, wie sie der Gouverneur v. Lindequist schilderte: man konnte mit dem Stock und Wassersack durchs ganze Schutzgebiet ungefährdet wandern. Nur die Buschleute im Norden machten ab und zu wegen ihrer unbezähmbaren Wildheit und der häufigen Viehräubereien zu schaffen.

Herero, Hottentotten und Ovambo war es bei dem Rechtszustand, den sie sowohl in den Beziehungen unter sich als auch zum Weißen genossen, ganz wohl.

Eine ganze Anzahl von Verordnungen wachte über die Rechte der Eingeborenen; z. B. Verfügung über die Strafgerichtsbarkeit und Disziplinalgewalt gegenüber den Eingeborenen; über die Rechtsgeschäfte und Rechtsstreitigkeiten Nicht-eingeborener mit Eingeborenen; über die Kreditgeschäfte Eingeborener; über die Anwerbung und Arbeitsverhältnisse der eingeborenen Arbeiter; über die Aufnahme der Eingeborenen in die Regierungslazarette. Besonderen Eindruck machte es stets auf die Eingeborenen, wenn ein Weißer, der sie in gewissenloser Weise betrog oder mißhandelte, von den Gerichten bestraft wurde. Für Recht und Gerechtigkeit hat der Eingeborene ein feines Gefühl, wie Kinder, die bald dem ihr Vertrauen schenken, der sie gerecht behandelt.

Besonders lag der Regierung an der Restituierung und Erhaltung der Herero, die durch den Aufstand schwer gelitten hatten. Denn der Herero hat viele gute, natürliche Anlagen, wenn auch vielleicht in primitiver Form. Vor allem ist er ein guter Viehhirte; er ist von einem natürlichen Selbstgefühl und persönlichen Stolz; die Mannestreue zu seinem Herrn ist ihm kein leerer Wahn; er verabscheut den Betrug; ein natürlicher Bildungsdrang wohnt ihm inne; er hat es z. B. dem Deutschen hoch angerechnet, daß er seine Kinder in der Kunst des Lesens, Schreibens und Rechnens unterrichten läßt.

Mich nimmt deshalb nicht wunder, daß er sich für die deutsche Herrschaft entschieden hat. Wohl mag auch er zu Anfang des Kriegs den Traum des Selbstbestimmungsrechts der kleinen Nationen geträumt und gehofft haben, daß nochmals die Stunde der Unabhängigkeit seiner Heimat geschlagen haben könnte. Bald aber merkte er, daß der Kampf des weißen Mannes nichts für ihn ist und für ihn nur die harte Herrschaft des Engländers bringen kann, von dem er so gut wie wir weiß, daß bei ihm Macht vor Recht geht. Und was tat der Engländer? Er griff zu dem alten, abgegriffenen, in Südwest ganz unangebrachten Mittel: er schuf für die Herero ein Reservat. Vorläufig hat der Herero nach mir zugegangenen Mitteilungen sein Reservat gegen die Einfuhr von Schnaps noch abgesperrt. Aber das Endergebnis wird dasselbe sein, wie bei allen Reservaten. Ausgebeutet durch gewissenlose Händler kann der Eingeborene seinen Besitz nicht halten; schließlich verfällt er doch der Schnapspest. Wenn ihm dann die Not die Waffe in die Hand drückt, ist er verloren.

Mit Bezug auf die Eingeborenen haben wir ein sauberes Brusttuch und reines Gewissen. Mag auch die Kolonisation der Engländer in manchen Dingen auf Grund ihrer langen Erfahrung praktischer und erfolgreicher gewesen sein; den Eingeborenen gegenüber zeigten wir uns als die besseren Menschen. Denn kolonisieren heißt bei uns, wie dies einst SOLF ausdrückte, nicht bloß „nehmen“, sondern auch „geben“, und zwar reichlich geben von den Gaben, die bei uns bisher eine gute Pflegestätte gefunden hatten, Bildung, Gesittung und Recht.

Wissenschaftliche Abende des Vereins in Stuttgart.

Sitzung am 3. Februar 1919.

Nachdem der Vorsitzende Prof. Dr. Sauer die zahlreich erschienenen Mitglieder und Gäste, darunter namentlich viele Mitglieder des zur Sitzung eingeladenen Stuttgarter ärztlichen Vereins begrüßt und darauf hingewiesen hatte, wie insbesondere die naturwissenschaftlich gebildeten Kreise durch Erziehung unseres Volkes zu logischem naturwissenschaftlichem Denken am Wiederaufbau des durch die Revolution zertrümmerten Reichs mitarbeiten müssen, sprach

Dr. W. Camerer über den Bevölkerungsausfall in Deutschland und Frankreich infolge des Kriegs.

Obwohl zurzeit noch nicht alle Zahlen zur Verfügung stehen, die zu einer genauen Bestimmung des Bevölkerungsausfalls durch den Krieg notwendig sind, kann doch schon jetzt eine annähernde Schätzung versucht werden. Da aber die Wirkung des Kriegs auf die Bevölkerung nur zu einem Teil mit Kriegsbeginn einsetzt und ebensowenig bei Kriegsende völlig aufhört, muß zum mindesten das Jahr 1919 mit in die Berechnung einbezogen werden. Der Bevölkerungsausfall setzt sich zusammen aus den direkten und den indirekten Kriegsverlusten. Die ersteren stellen die Summe der Todesfälle bei den Militärpersonen infolge Verwundung oder Krankheit dar. Sie sind für Deutschland bis Ende 1918 auf etwa 1 800 000 einzuschätzen, für Frankreich beträgt die Zahl der „Gefallenen“ und Vermißten etwa 1 300 000. Ob in dieser Zahl die an Krankheiten Verstorbenen mit einbegriffen sind, ist nicht sicher. Ihre Zahl ließe sich darnach berechnen, daß in Deutschland in den ersten 2 Kriegsjahren auf 100 Gefallene etwa 8 an Krankheiten Verstorbene kommen, ein Verhältnis, das im Vergleich zu früheren Kriegen den glänzenden Fortschritt in der Bekämpfung der Kriegserkrankungen zeigt. (Verhältnis 1870/71 — 100 : 61.) Unter Annahme desselben Verhältnisses wäre also für Frankreich noch etwa 100 000 Tote zuzuzählen, so daß die Gesamtsumme etwa 1 400 000 betragen würde. Ob in dieser Zahl die Verluste der Kolonialtruppen enthalten sind, ist nicht sicher.

Die indirekten Kriegsverluste setzen sich zusammen aus dem Geburtenausfall und der durch den Krieg hervorgerufenen Änderung der Zahl der bürgerlichen Sterbefälle. Man darf den Ausfall an Lebendgeburten für Deutschland bis einschließlich 1919 auf rund 4 Mill., für Frankreich auf etwa 1 700 000 schätzen. Bei der Feststellung der Sterbefälle der Zivilbevölkerung ist zu unterscheiden zwischen denjenigen der Säuglinge und der der Überjährigen. Da die Säuglingssterblichkeit in den ersten Kriegsjahren etwas gefallen und in den letzten wohl nur wenig gestiegen ist, darf bei der außerordentlichen Geburtenabnahme mit einem Rückgang der Säuglingstodesfälle von 1914 bis einschließlich 1919 um gegen 600 000 gegenüber Friedenszeit gerechnet werden. Umgekehrt haben, wie man wohl aus den jüngsten Mitteilungen schließen darf, vor allem die Sterbefälle der Überjährigen infolge der Hungerblockade um die

erschreckende Zahl von gegen 800 000 zugenommen, so daß bis Ende 1919 mit einer Zunahme der Todesfälle bei der Gesamtzivilbevölkerung um rund 400 000 gerechnet werden darf. Auch in Frankreich hat die Zahl der unterjährigen Verstorbenen stark abgenommen, während die Summe der überjährigen Verstorbenen wohl auch etwas, aber lange nicht in dem Maß wie in Deutschland zugenommen haben wird.

Aus den genannten Zahlen läßt sich nun der Gesamt-menschen-ausfall bis Ende 1919 für Deutschland auf etwa 6 Mill., für Frankreich auf rund 3 Mill. berechnen, so daß die Bevölkerungszahl für Deutschland sich Ende 1919 auf etwa 66 Mill. und für Frankreich auf 37 Mill. stellen wird. Im Frieden wäre für Deutschland zur selben Zeit eine Bevölkerungszahl von etwa 72 Mill., für Frankreich eine solche von rund 40 Mill. zu erwarten gewesen.

Es erleidet also der Volkskörper beider Länder eine gewaltige Erschütterung. Dazu wird sich die Einwirkung des Kriegs auf Menge und Beschaffenheit der Bevölkerung noch weiterhin auf viele Jahre bemerkbar machen. So z. B. betrug in Frankreich schon nach 3jähriger Kriegszeit das Verhältnis der Zahl der Männer im Alter von 19—49 Jahre zu der entsprechenden weiblichen Altersklasse 1000 : 1202, in Deutschland wird dasselbe nach Kriegsende nach Berechnung von PRINZING 1000 : 1166 betragen. Es wird also die Ehemöglichkeit entsprechend abnehmen und es ist kaum anzunehmen, daß der hierdurch zu erwartende Geburtenausfall durch vermehrte Fruchtbarkeit der Familien bald ausgeglichen wird.

Mit einer skeptischen Betrachtung darüber, ob ein solcher Ausgleich in Anbetracht unserer schweren wirtschaftlichen Lage für Deutschland in der nächsten Zeit überhaupt von Vorteil wäre, schloß Redner seine mit großem Interesse entgegengenommenen Ausführungen, an die sich eine lebhafte Aussprache anschloß. An derselben beteiligten sich San.R. Dr. Weinberg, Prof. Dr. Baisch, Dr. Simon und Prof. Dr. Ziegler und es wurde dabei namentlich noch der Einfluß der Ein- und Auswanderung auf die vom Redner aufgestellte Bilanz besprochen, wobei sich ergab, daß eine etwaige starke Auswanderung eine große Gefahr für Deutschland bedeuten würde und daher mit allen Kräften verhindert werden sollte.

Sitzung am 10. März 1919.

Prof. Dr. A. Sauer sprach über Deutschlands Rohstoffe für den wirtschaftlichen Wiederaufbau mit besonderer Berücksichtigung Württembergs.

Wohl hat die Partei, die durch die Novemberrevolution in Deutschland ans Ruder gekommen ist, und mit ihr alle andern Parteien den wirtschaftlichen Wiederaufbau des zusammengebrochenen Vaterlands als wichtigste Aufgabe anerkannt, doch ist es ihr bisher nicht gelungen, diesen einzuleiten; im Gegenteil, der wirtschaftliche Abbau macht noch immer rasende Fortschritte und in weiten Kreisen wächst die Besorgnis, daß es nicht gelingen werde, ihn zum Stillstand und zur

Umkehr zu bringen. Demgegenüber warnt Redner davor, den umlaufenden und von unseren Gegnern gestärkten falschen Angaben über unsere wirtschaftliche Wehrlosigkeit Glauben zu schenken und betont, daß wir wirtschaftlich keineswegs wehrlos dastehen und bei richtiger Würdigung der wirtschaftlichen Zusammenhänge wohl auf einen Wiederaufbau hoffen dürfen. Nach einem Blick auf den gewaltigen Aufstieg deutscher Industrie und Landwirtschaft, die sich am deutlichsten in den Zahlen der Handelsbilanz zeigt, und in dem, wie auch von hervorragenden Führern der Sozialdemokratie (Dr. DAVID u. a.) anerkannt wird, trotz aller Gegenbehauptungen die Ursache des uns von den neidischen Gegnern aufgezwungenen Wirtschaftskriegs zu suchen ist, bespricht der Redner im einzelnen den Bedarf unserer Industrie an den für sie wichtigsten mineralischen Rohstoffen, insbesondere Stein- und Braunkohle, Torf, Erdöl, Kalisalze, Kupfer, Eisen, Zink, Blei, Mangan, Schwefelsäure usw. und zeigt, welche Mengen davon uns im eigenen Lande zur Verfügung stehen. Wenn auch einzelne derselben, die früher in großer Menge aus dem Ausland eingeführt werden mußten, zurzeit noch mehr oder weniger fehlen, so besitzen wir doch in anderen, wie Kohlen und Kalisalzen, so reichliche und wertvolle Rohstoffe und Zahlungsmittel, daß wir in der Lage sein werden, mit ihnen neben Deckung unseres eigenen Bedarfs auch die noch fehlenden Rohstoffe aus dem Ausland zu beschaffen und unsere Valuta zu heben. Es ist in höchstem Grade bedauerlich, daß wir durch die von einer Minderheit hervorgerufenen inneren Unruhen daran gehindert worden sind, von diesem Kampfmittel schon längst ausgiebigen Gebrauch machen und unser Ansehen im neutralen Ausland kräftigst heben zu können.

In Württemberg, das ja bisher, abgesehen vom Steinsalz, für arm an mineralischen Rohstoffen galt, ist neuerdings ein in reicher Menge vorhandenes Gestein zur Geltung gekommen, das berufen sein dürfte, dem Mangel des ganzen Reiches an mineralischem Rohöl für immer abzuhelpen. Es sind die Posidonienschiefer des Lias-Epsilon, deren Ölgehalt schon in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts zur Prüfung ihrer technischen Verwendbarkeit geführt hatte, die aber infolge der bald einsetzenden Konkurrenz der amerikanischen Rohöle ohne Folge blieb. Diese Prüfung wurde vom Vortragenden schon im Dezember 1914 wieder aufgenommen und hat nun dank der energischen Förderung der Bergdirektion zu Ergebnissen geführt, die außerordentlich verheißungsvoll sind und zur Gründung einer großen Ölgewinnungsanlage bei Göppingen-Eislingen geführt haben. Die Schiefer, deren Ölgehalt im allgemeinen schwankt, zeigen stellenweise einen solchen von 10 %, das ist einen Gehalt von 230 Liter im Kubikmeter, wonach also 2 qm eines Gesteins von gleicher Beschaffenheit bei 3 m Mächtigkeit nach einem von Prof. Grube vorgeschlagenen Verfahren 1 Mill. Tonnen Rohöl, das ist den Jahresbedarf des Deutschen Reiches liefern würden.

Neben diesen in größter Ausdehnung vorhandenen Ölschiefern dürften auch die nicht minder weit verbreiteten Anhydritlager von größter Bedeutung für die deutsche Industrie werden, seitdem es gelungen ist, aus dem schwefelsauren Kalk durch Zusammenschmelzen mit

Quarzsand die unentbehrliche Schwefelsäure zu gewinnen, bezüglich deren wir bisher auch im wesentlichen auf das Ausland angewiesen waren. Dazu kommt weiter noch, daß auch der in unseren Alb-felsen in unerschöpflichen Mengen vorhandene chemisch-reine kohlen-saure Kalk neuerdings eine große Rolle in der Landwirtschaft und chemischen Industrie spielt und sich so als wertvolles Kapital erweist. Alle diese Dinge setzen die genaue Untersuchung unseres Bodens voraus, wie sie die Geologische Landesanstalt seit Jahren betreibt, und es zeigt sich so, daß die Arbeit der letzteren sich nicht, wie man stellenweise glaubt, in der unnötigen Herstellung buntbemalter geologischer Karten erschöpft, sondern wertvollste Früchte trägt. E.

Oberschwäbischer Zweigverein für vaterländische Naturkunde.

Frühjahrsausflug in die Allgäuer Gegend bei Isny
am 29. Juni 1919.

Von der Bahnstation Friesenhofen wurde in das 4 km westlich gelegene Menelzhofen gewandert, wo auf dem Berg an verschiedenen Stellen im Tertiär (in einer Meereshöhe von etwa 760 m und einer Mächtigkeit von bis zu 60 cm) Braunkohle zutage tritt. Dort laufen unter dem ganzen Berg zwei Bänke durch, deren untere früher bergmännisch abgebaut wurde. Dem geologischen Führer der Versammlung, Hauptlehrer Bodenmüller-Menelzhofen, ist es vor einer Reihe von Jahren gelungen, den Eingang des damaligen Schachtes (oder Stollens?) wieder aufzufinden. Die obere Bank auf der Ostseite des Berges war bloßgelegt und zeigte in einer Mächtigkeit von etwa 60 cm eine schöne schwarze Braunkohle, die auch, wie früher vorgenommene Versuche ergeben haben, eine starke Brennkraft hat. Ob es sich angesichts der höheren Preise der Kohle und ihrer durch die Fortschritte der Chemie ermöglichten starken Ausnützung lohnen wird, eine Ausbeutung dieser Lager in Angriff zu nehmen, muß eine nähere Untersuchung ermitteln. An dieser Stelle erläuterten die Herren Bodenmüller und Prof. Dr. Bräuhäuser durch ausgezeichnete Vorträge die geologische Bedeutung der hier vorkommenden Kohle und die etwaigen Aussichten des bergmännischen Abbaues. (Siehe auch den Aufsatz von Baurat Dittus-Kißlegg in diesen „Jahresheften“ Jahrg. 1918 S. 278.) Nach einem der gegenwärtigen Lebensmittelknappheit angepaßten Mittagessen in Neu-Trauchburg wurden Isny besucht und unter der kundigen Führung des Herrn Pfeilsticker-Isny die Sehenswürdigkeiten der altertümlichen Stadt besichtigt, insbesondere das Rathaus mit seinem malerischen Arkadenbau und dem reizenden Erkerturm, ferner die Altertumssammlung. Die ehemalige Benediktinerabtei ist jetzt als Schloß des Fürsten v. Quadt-Wykradt-Isny eingerichtet, welcher in liebenswürdigster Weise den Besuchern den prächtigen Wohnsitz persönlich zeigte. Das alte Refektorium enthält sehenswerte Wandgemälde. In der Stadtkirche hatte Dekan Marquardt die Führung übernommen. Hochbefriedigt trennten sich die Teilnehmer in angeregtester Stimmung.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Jahreshefte des Vereins für vaterländische Naturkunde in Württemberg](#)

Jahr/Year: 1919

Band/Volume: [75](#)

Autor(en)/Author(s): Anonymous

Artikel/Article: [Sitzungsberichte. XXXII-XLIV](#)